

Jonathan war nicht der Typ, der damit zufrieden war, einen Landsitz zu verwalten. Er nahm die Interessen der Familie in London wahr. Das Bankwesen gehörte dazu, und noch einiges andere. Die Interessensgebiete meines Stiefvaters waren sehr vielfältig; er war wohlhabend und einflußreich. Er befand sich oft bei Hof, und meine Mutter begleitete ihn, er nahm sie immer mit, wenn er nach London fuhr. Da sie erst spät im Leben das gemeinsame Glück gefunden hatten, waren sie jetzt offenbar entschlossen, keinen Augenblick lang darauf zu verzichten. So hatten es auch meine Großeltern gehalten. Vielleicht sind das die idealen Ehen, dachte ich – Ehen, die zwei Leute eingehen, wenn sie reif und vernünftig sind und das Leben kennen. Das Feuer der Jugend lodert auf und kann erlöschen; aber die gleichmäßige Flamme der mittleren Jahre, die von Erfahrung und Verständnis genährt wird, kann ein Leben lang hell brennen. Wenn ich mit David beisammen war, wurde mein Geist angeregt und bereichert; bei Jonathan bewegten mich allerdings andere Gefühle.

Seine Haltung änderte sich und verriet eine gewisse Ungeduld. Manchmal küßte er mich, drückte mich an sich und sah mich vielsagend an. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte. Er wollte, daß ich seine Geliebte wurde.

Ich hegte gewisse romantische Gefühle für ihn, und er weckte auch Empfindungen in mir, die für mich neu waren und denen ich gern nachgegeben hätte. Aber ich wußte, daß er es mit etlichen unserer Dienstmädchen getrieben hatte. Ich hatte gesehen, wie sie ihn anblickten und wie er darauf reagierte. Angeblich hatte er in London eine Mätresse und besuchte sie jedesmal, wenn er dort war – was oft genug der Fall war.

All das war von Dickons Sohn zu erwarten gewesen, und wenn er mir gleichgültig gewesen wäre, hätte es mich nicht weiter gestört; aber ich beschäftigte mich in Gedanken sehr oft damit. Manchmal, wenn er mir vom Pferd half – er tat es, wann immer sich eine Gelegenheit dazu bot, auch wenn ich ohne weiteres allein hätte absteigen können –, hielt er mich fest und lachte mich an, und obwohl ich mich jedesmal rasch aus seinen Armen löste, stellte ich bestürzt fest, daß ich die Situation genoß. Ich war in Versuchung, ihn ermunternd anzulächeln, damit er seine Bemühungen nicht einstellte, denn ich hätte ihnen gar zu gern nachgegeben.

Auf Eversleigh hingen an den Wänden die Porträts der Männer und Frauen unserer Familie; ich betrachtete sie oft. Es gab zwei Arten – natürlich meine ich damit nur das Aussehen, denn sie waren im Wesen wohl alle sehr unterschiedlich gewesen; einige waren von angenehmem Äußeren, andere nicht. Der wichtigste Anhaltspunkt war für mich dabei ein bestimmter Gesichtsausdruck – sinnlich oder streng. Eine meiner Vorfahrinnen, Carlotta mit Namen, war die Verkörperung des Sinnlichen; sie hatte mit einem Jakobitenführer ein aufregendes Leben geführt, ihre Halbschwester Damaris, Sabrinas Mutter, gehörte zur zweiten Kategorie. Meine Mutter wußte, was Leidenschaft war, und genoß sie auch. Jonathan machte mir bewußt, daß ich genauso war wie sie.

Es kam daher oft vor, daß ich schwach wurde und bereit war, auf sein Spiel einzugehen. Er drängte mich nur deshalb nicht zu einer körperlichen Beziehung, weil ich zu seiner Familie gehörte. Er konnte die Tochter seiner Stiefmutter nicht so behandeln wie eine Mätresse in London oder die Dienstmädchen in unserem Haushalt. Das wagte nicht einmal er. Meine Mutter wäre wütend gewesen und hätte dafür gesorgt, daß

Dickon davon erfuhr, und obwohl Jonathan sehr kühn war, zog er es vor, sich nicht dem Zorn seines Vaters auszusetzen.

Wir spielten unser quälendes Spiel bis zu meinem siebzehnten Geburtstag. Ich träumte oft von Jonathan – daß er in mein Zimmer und in mein Bett kam. Ich versperrte sogar meine Tür, wenn der Traum zu realistisch wurde. Außerdem war ich bestrebt, ihm nie in die Augen zu sehen, wenn er sich kleine Vertrautheiten herausnahm, deren Bedeutung mir vollkommen klar war. Wenn er nach London fuhr, stellte ich mir vor, daß er seine Mätresse besuchte, und dann war ich zornig, enttäuscht und eifersüchtig, bis David mich mit seinen interessanten Entdeckungen aus der Vergangenheit besänftigte. Dann vergaß ich Jonathan genauso, wie ich David vergaß, wenn ich mit seinem Bruder beisammen war.

All diese Spiele sind in Ordnung, solange man heranwächst; aber wenn man das reife Alter von siebzehn erreicht hat und man als Mädchen allgemein als heiratsfähig gilt, sieht alles anders aus.

Mir wurde bewußt, daß meine Mutter, und vermutlich auch Dickon, dafür waren, daß ich einen der beiden Brüder heiratete. Meine Mutter zog sicherlich David vor, weil er ruhig und ernst war und man sich auf seine Treue verlassen konnte. Dickon hielt David für einen »langweiligen Hund« und nahm bestimmt an, daß ein lebhaftes Mädchen wie ich mit Jonathan wesentlich besser zurechtkommen würde. Er würde jedoch meine Entscheidung in jedem Fall widerspruchslos akzeptieren – genau wie meine Mutter.

Durch eine Heirat würde ich bei ihnen bleiben, und meine Mutter – deren Unfruchtbarkeit der einzige Schatten in ihrer Ehe war – würde wenigstens ihre Enkelkinder bei sich haben.

»In ein paar Wochen wirst du siebzehn«, stellte meine Mutter fest und sah mich bewundernd an, als handle es sich dabei um eine außergewöhnliche Leistung. »Ich kann es kaum glauben. Vor siebzehn Jahren ...« Ihr Gesicht wurde ernst, wie immer, wenn sie an die Jahre in Frankreich dachte, was oft vorkam. Sie konnte gar nicht anders, denn wir erfuhren immer, was für schreckliche Dinge drüben geschahen, daß der König und die Königin jetzt die Gefangenen des neuen Regimes waren und daß sie entsetzlichen Demütigungen unterworfen wurden. Und dazu kam das Blutvergießen – die Guillotine, in deren Korb die Köpfe der Aristokraten mit schrecklicher Regelmäßigkeit fielen.

Meine Mutter dachte auch oft an die arme Sophie und an Armand und fragte sich, was aus ihnen geworden war. Gelegentlich sprachen wir bei Tisch über dieses Thema; dann geriet Dickon jedesmal in Wut, stritt mit Charlot, und Louis Charles mischte sich ein. Charlot bildete für uns ein Problem. Er wuchs zum Mann heran und mußte entscheiden, was er mit seinem Leben anfangen wollte. Dickon hätte ihn gern auf unseren zweiten Besitz nach Clavering geschickt und ihm Louis Charles mitgegeben. Damit hätte er sich Ruhe vor beiden verschafft. Aber Charlot blieb dabei, daß er keinen *englischen* Landsitz verwalten wolle. Er war in der Überzeugung aufgewachsen, daß er einmal Aubigné übernehmen würde.

»Das Prinzip, nach dem sie verwaltet werden, ist das gleiche«, erklärte ihm Dickon.

»*Mon cher Monsieur*«, Charlot verwendete oft französische Sätze, besonders wenn er mit Dickon sprach. »Zwischen einem großen französischen Schloß und einem

kleinen englischen Landsitz bestehen wesentliche Unterschiede.«

»Allerdings«, gab Dickon zu. »Ersteres ist eine Ruine, in der der Pöbel haust, letzteres befindet sich in ausgezeichnetem Zustand.«

Wie immer beschwichtigte meine Mutter ihren Mann und ihren Sohn. Nur weil Dickon wußte, daß diese Auseinandersetzungen ihr weh taten, verzichtete er auf weitere Diskussionen.

»Siebzehn«, fuhr sie jetzt fort. »Wir müssen eine richtige Feier veranstalten. Sollen wir einen Ball geben und die Nachbarn einladen, oder möchtest du lieber eine Abendgesellschaft mit ein paar ausgewählten Freunden? Wir könnten auch eine Reise nach London unternehmen. Dort könnten wir ein Theater besuchen, einkaufen ...«

Ich erklärte, daß ich die Reise nach London allem anderen vorzog.

Dann wurde sie ernst. »Hast du je daran gedacht zu heiraten, Claudine?«

»Jeder denkt gelegentlich daran.«

»Ich meine ernsthaft.«

»Wie kann ich das tun, wenn noch niemand um meine Hand angehalten hat?«

Sie runzelte die Stirn. »Es gibt zwei junge Männer, die es sofort tun würden. Ich glaube, sie warten nur auf deinen Geburtstag. Du weißt, wen ich meine, und ich weiß, daß du beide magst. Dickon und ich haben darüber gesprochen. Es würde uns glücklich machen. Zwillinge sind etwas Ungewöhnliches. Vor langer Zeit hat es in der Familie bereits Zwillinge gegeben – Bersaba und Angelet – und schließlich haben beide den gleichen Mann geheiratet. Zuerst Angelet, und als sie starb, Bersaba. Das war, bevor die Familie in Eversleigh lebte. Erst Bersabas Tochter Arabella heiratete in die Eversleigh-Familie ein – das geschah zur Zeit des Bürgerkriegs und der Restauration. Es ist also schon sehr lange her. Aber warum erzähle ich dir das alles? Ach ja, Zwillinge. Obwohl sie so verschieden sind – Bersaba und Angelet waren es jedenfalls – verliebten sie sich in den gleichen Menschen. David und Jonathan geht es genauso.«

»Du meinst, daß sie beide in mich verliebt sind?«

»Dickon und ich sind davon überzeugt. Du bist sehr attraktiv, Claudine.«

»Aber ich bin nicht so schön wie du, Mama.«

»Du bist sehr attraktiv, und du wirst dich zweifellos bald entscheiden müssen. Wer wird es denn sein?«

»Es gehört sich eigentlich nicht, zwischen zwei Männern zu wählen, wenn noch keiner von ihnen einen Antrag gemacht hat.«

»Was du sagst, bleibt unter uns, Claudine.«

»Ich habe noch nicht darüber nachgedacht...«

»Aber du hast über die beiden nachgedacht.«

»Ja, schon ...«

»David liebt dich innig, von ganzem Herzen. Er wäre ein sehr guter Ehemann, Claudine.«

»Du meinst, daß du David vorziehen würdest?«

»Ich würde die Wahl akzeptieren, die du triffst. Die Entscheidung liegt bei dir, mein Kind. Die beiden sind so verschieden. Die Situation ist und bleibt schwierig, denn ganz gleich, welchen du wählst, der andere bleibt im Haus. Ich mache mir deshalb Sorgen,

Claudine. Dickon lacht mich aus. In diesen Dingen hat er sehr eigenartige Ansichten, und ich bin nicht immer seiner Meinung.« Sie lächelte nachdenklich. »Eigentlich bin ich sehr selten seiner Meinung.«

Es klang, als hielte sie das für den Idealzustand. »Trotzdem bin ich besorgt, und es wäre mir lieber, wenn es anders gekommen wäre. Aber ich bin sehr selbstüchtig, Claudine, ich möchte nicht, daß du von hier fortziehst.«

Ich schloß sie in die Arme und drückte sie an mich.

»Wir haben immer ein besonderes Verhältnis zueinander gehabt, nicht wahr?« fuhr sie fort. »Du kamst zur Welt, als ich von meiner Ehe ein bißchen enttäuscht war. Ich liebte deinen Vater zwar, und wir verbrachten eine herrliche Zeit miteinander, aber er war mir nie treu. Für ihn war das ganz natürlich. Ich war anders erzogen worden, denn meine Mutter war eine typische Engländerin. Und da warst du mir ein großer Trost, Claudine. Ich möchte so sehr, daß du die richtige Wahl triffst. Du bist noch so jung – sprich mit mir, erzähl mir, was du denkst.«

Ich war verwirrt, denn mir war noch gar nicht bewußt gewesen, daß ich eine Entscheidung treffen mußte. Ich verstand meine Mutter jedoch: der verantwortungsbewußte David, der meine Gesellschaft offensichtlich genoß, und im Gegensatz dazu Jonathans ungeduldige Zärtlichkeit. Ja, sie hatte recht: Eine Entscheidung war fällig.

Ich war froh, daß meine Mutter mir dabei half.

»Ich will nicht wählen«, antwortete ich. »Ich möchte, daß alles so bleibt, wie es ist, denn es gefällt mir so. Ich bin gern mit David zusammen und höre ihm gern zu. Niemand, den ich kenne, spricht so wie er. Ich weiß, daß er in Gesellschaft eher schweigsam ist, aber wenn wir allein sind...«

Sie lächelte liebevoll. »Er ist ein sympathischer Mann. Er ist der vortrefflichste junge Mann, den ich kenne.«

Ihre Worte waren vielsagend. Aber ich konnte mich nicht dazu überwinden, mit ihr über die Gefühle zu sprechen, die Jonathan in mir weckte.

Für die Party sollte ich ein neues Kleid bekommen, und Molly Blackett, die Näherin, die in einem der Cottages auf dem Gut lebte, kam ins Haus, um es zu nähen.

Sie war von dem weißen Satin und der blauen Seide entzückt, die für das Kleid vorgesehen waren. Der Reifrock sollte blau und vorn offen sein, so daß man den weißen Unterrock aus Satin sah; das Mieder sollte mit kleinen, aus Seide gestickten weißen und blauen Blumen verziert sein; die Ärmel endeten bei den Ellbogen und setzten sich in zarten weißen Spitzen fort, die bis auf die Handgelenke herabfielen. Diese Mode hatte Marie Antoinette eingeführt, und ich mußte wider Willen daran denken, wie sie im Gefängnis den Tod erwartete und ihn auch zweifellos ersehnte. Diese Vorstellung dämpfte meine Freude an dem Kleid erheblich.

Ich mußte lange stillstehen, während Molly Blackett zu meinen Füßen kniete, ein schwarzes Nadelkissen neben sich, in das sie die Nadeln mit geradezu wildem Entzücken hineinsteckte, wenn sie sie nicht mehr brauchte.

Sie plauderte die ganze Zeit darüber, wie schön ich in dem Kleid aussehen würde. »Weiß ist genau die richtige Farbe für ein junges Mädchen, und das Blau paßt zu Ihren Augen.«

»Aber die Farbe stimmt nicht, meine Augen sind dunkelblau.«

»Das ist ja der Sinn der Sache, Miss Claudine. Durch den Gegensatz zum Kleid werden Ihre Augen noch dunkler wirken. Die Farben stehen Ihnen ausgezeichnet. Mein Gott, wie schnell die Zeit vergeht. Ich kann mich daran erinnern, als wäre es gestern gewesen, wie Sie hier eintrafen.«

»Es liegt drei Jahre zurück.«

»Drei Jahre! Und Ihre liebe Mutter lebt jetzt hier. Meine Mutter erinnert sich gut an sie. Sie hat für *ihre* Mutter genäht. Das war, bevor sie nach Frankreich übersiedelte ... und nachdem sie für die erste Mrs. Frenshaw genäht hatte. Jetzt ist alles anders.«

Ich hörte ihr nur mit halbem Ohr zu. Sie hatte das Mieder abgetrennt, um die Ärmel anders einzusetzen, weil sie damit nicht zufrieden war. Ich hatte also nur den Rock und das Hemd an.

Sie legte das Mieder auf den Tisch und erklärte mir: »Ich bin gleich soweit. Die Ärmel sind sehr wichtig, Miss Claudine. Ein schlecht eingesetzter Ärmel kann die Wirkung des Kleides zerstören, auch wenn es noch so hübsch ist.« In diesem Augenblick ging die Tür auf. Mir stockte der Atem: Da stand Jonathan.

Er sah mich nicht an, sondern wandte sich an Molly: »Molly, meine Mutter möchte Sie sofort sprechen. Es ist dringend. Sie befindet sich in der Bibliothek.«

»Oh, Mr. Jonathan.« Sie drehte sich verwirrt zu mir um und sah zum Tisch hinüber. »Ich will nur – Miss Claudine ...«

»Meine Mutter hat ausdrücklich gesagt, daß Sie sofort kommen sollen. Es ist wichtig.«

Sie nickte nervös und lief kichernd aus dem Zimmer. Jonathan wandte sich mir zu, und in seinen blauen Augen glitzerten Flammen, während er mich musterte.

»Entzückend«, stellte er fest. »Ganz reizend. Unten nichts als Pracht, oben nichts als süße Einfachheit.«

»Du hast ausgerichtet, was du zu sagen hattest, also kannst du wieder gehen.«

»Was?« rief er empört. »Du verlangst, daß ich dich verlasse?«

Er legte mir die Hände auf die Schultern, beugte rasch den Kopf und küßte mich auf den Hals.

»Nein«, erklärte ich entschieden.

Er lachte nur, schob mir das Hemd über die Schulter hinunter und drückte seine Lippen auf meine Haut. Ich holte tief Atem, und er hob den Kopf und sah mich spöttisch an.

»Wie du siehst, paßt das Oberteil nicht zum Rock, nicht wahr?«

Ich fühlte mich wehrlos und schutzbedürftig; mein Herz pochte so wild, daß er es bemerken mußte.